

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1914

290 (12.12.1914) Unterhaltungs-Beilage des "Volksfreund"

Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, 12. Dezember

des „Volksfreund“

Nummer 290 — 1914

Er schleppte sich

Er schleppte sich an ein Gehölk.
Nacht wars und ferne Stimmen schrien.
Zwölf Stunden streuten die Schrapnell.
Erst nach zwei Tagen fand man ihn.

Er ist und trinkt im Lazarett,
Gesund ist das durchschossene Bein,
Nur sitzt er nachts auf seinem Bett
Und glaubt, in einer Schlacht zu sein.

Die Wärter kommen leis' daher . . .
Dann schläft er bis zum Tageslicht,
Erwacht in Frieden still und schwer —
Und weiß es nicht . . . Und weiß es nicht.

Im frischgerollten Linnenhemd
Liegt er, das Aug' ins Licht gewandt.
Der Blick ist froh, nur etwas fremd.
Die Mutter hält des Jungen Hand.

Oft schläft er ein. Er schläft sich satt.
Sie hört ein Rollen schlummerfern . . .
Und was er je gelitten hat,
Erscheint in ihrem Augenstern.

Alfred Kerr.

Kriegswetter u. Wetterkrieg.

In einer Unterhaltung mit einem Journalisten hat kürzlich der Generaloberst v. Hindenburg die zunächst überraschende Meinung ausgesprochen, daß der Winter die Lage der Russen verschlechtern dürfte. Man war wohl bisher der umgekehrten Anschauung, daß gerade die Russen — an eisiges Klima gewöhnt — am besten die Unbilden des Winters zu ertragen vermöchten. Aber Hindenburgs Anschauung hatte eine strategische Ursache. Im gefrorenen Boden ist das „Eingraben“ unmöglich. Der Russe, der Meister des Spatens ist, muß also aus seinen Gräben heraus und sich in offener Feldschlacht den Deutschen stellen, die auf diesem Gebiete überlegen sind.

Dieser Fall zeigt, daß die Anschauungen über den Einfluß des Wetters auf die Kriegsführung verschieden sind, daß sie auch, je nach der Entwicklung der Kriegstechnik, wechseln können; vor 20 Jahren hätte noch niemand einen Winterfeldzug gerade für Rußland ungünstig gehalten, vielleicht auch noch nicht vor 10 Jahren.

Gibt es nun so etwas wie ein zweimähtiges Kriegswetter? Hat das Wetter einen entscheidenden Einfluß auf den Erfolg? Und gibt es nicht, eher noch als ein richtiges Kriegswetter, einen Wetterkrieg, den die Elemente selbst gegen den Krieg der Menschen führen?

Sicher ist: Die Kriegsgeschichte kennt Beispiele, wo der Krieg vom Wetter verhängen wurde. Man denke an den unglücklichen Zug der europäischen Fürsten gegen die französische Revolution im Jahre 1792; er verlief förmlich im aufgeweichten Boden. Oder das größte und furchtbarste Beispiel: 1812! Der Marsch nach Moskau in stürmendem Regen, der Rückzug in Schnee und Eis. Aber 1812 gab es in Rußland (und auch in Preußen nur ganz vereinzelt) keine Chausseen, keine Eisenbahnen, keine Autos. Ueberwindet heute nicht die Drehstechnik, die Entwicklung des Bionierwesens, die unendlich verbesserte Ausrüstung die Einflüsse des Wetters?

Klauswitz zählt das Wetter unter jene verhängnisvollen Zufälle, die er die „Fruktionen“ des Krieges nennt. „Es ist Alles im Kriege sehr einfach, aber das Einfachste ist schwierig. Diese Schwierigkeiten häufen sich und bringen eine Fruktion hervor, die sich niemand richtig vorstellt, der den Krieg nicht gesehen hat. Fruktion ist der einzige Begriff, welcher dem ziemlich allgemein entspricht, was den wirklichen Krieg von dem auf dem Papier unterscheidet. Die entsehrlichsten Fruktionen erzeugen die Zufälle des Wetters. „Hier verhindert der Nebel, daß der Feind zur gehörigen Zeit entdeckt wird, daß ein Geschütz zur rechten Zeit schießt, daß eine Meldung den kommandierenden Offizier findet; dort der Regen, daß ein Bataillon ankommt, daß ein anderes zur rechten Zeit kommt, weil es, statt drei, vielleicht acht Stunden marschieren mußte, daß die Kavallerie wirksam einhauen kann, weil sie im tiefen Boden stecken bleibt.“

In seiner „Taktik“ stellt Balck (1898) den Einfluß der Jahreszeiten auf die Kriegsführung etwa so dar:

Frühjahr. Die lange Gelligkeitsdauer läßt für militärische Unternehmungen 18—20 Stunden verfügbar. Kämpfe können bis zur Entscheidung durchgeführt werden, die Verfolgung nach dem Tageslicht geübt werden. Der Unterlegene entbehrt des Vorteils, in der Dunkelheit sich zurückzuziehen. (Die Schlacht bei Röniggrätz dauerte 14 Stunden, von 6 Uhr früh bis 8 Uhr abends). Die warme Witterung erleichtert das Wadvieren, erschwert aber die Märsche. Die Ueberflucht wird durch die belaubten Bäume und Feldfrüchte erschwert; die Verteidigung findet kein freies Schussfeld, der Angreifer kann gedeckt vorgehen. Das Vorgehen im hohen Getreide ist sehr anstrengend, (Madenfrämpfe), Hindernisse sind schwer zu erkennen, Ueberfluchtungen wegen Unübersichtlichkeit zu befürchten. Die Verpflegung ist schwieriger, weil die Vorräte der vorigen Ernte aufgebraucht; Mangel an Kornnahrung für die Pferde.

Sommer (nach der Ernte). Die Feldfrüchte verschwinden, die Hitze nimmt zu. Das Wadvieren wird unangenehm, die Märsche anstrengend. Die Wasserversorgung der Pferde ist erschwert. Der Staub verschärft die unangünstigen Wirkungen der Hitze und verrät zugleich die Marschkolonnen dem Feinde. Günstige Zeit für den Gebirgskrieg (schneefreie Alpenstrassen, keine Lawinengefahr). Verpflegung ist leichter, aber der Genuß unreifer Früchte

gefährdet die Gesundheit; Ruhr und Cholera sind Hochsommerleiden.

Spätsommer und Herbst. Die Felder sind leer, die Ueberflucht erleichtert; aber dem Angreifer fehlt nun die Deckung. Die Ernte schafft die günstigsten Verpflegungsverhältnisse. Die kühlere Witterung ist für die Märsche besonders zuträglich; kein Wassermangel. Auch das Wadvieren ist noch erträglich. Nachteilig für die Gesundheit sind die längeren Regenperioden im Oktober und November. Frühnebel erschweren Auffklärung und Sicherung, begünstigen Annäherung an die feindliche Stellung und Ueberfluchtungen. Der Tag reicht für größere Unternehmungen nicht mehr aus.

Winter. In seinen Generalprinzipien vom Kriege erklärt Friedrich II. von Preußen: „Die Wintercampagnen ruinieren die Truppen sowohl durch Krankheiten, welche sie verursachen, als auch weil die beständige Aktion, in welcher dieselben alsdann bleiben müssen, verhindert daß sie rekrutiert und neu gekleidet; auch der ganze Apparat an Kriegsmunition und Mundvorräten wieder hergestellt werde. Es ist gewiß, daß die beste Armee der Welt dergleichen Campagnen auf die Dauer nicht aushalten wird, und daß also dieser Umstände halber die Winterkriege vermieden werden müssen.“ Im 18. Jahrhundert wurden bei Einbruch des Winters die Operationen auf beiden Seiten stillschweigend eingestellt. Heute zwingt die Größe der Heere und der Krieg, ihre unermesslichen wirtschaftlichen und finanziellen Wirkungen, ohne Unterbrechung die Entscheidung zu suchen. Aber auch jetzt noch erfordert der Winter gesteigerte Fürsorge und Disziplin. Die Kälte wirkt als Seuchenstich. Sie vermehrt die Eklust und verlangt also reichlichere Ernährung. Geringe Kälte begünstigt die Marschleistungen. Für Pferde sind ausgefahrene bereifte Wege anstrengend. Sumpfige Gegenden werden gangbar, das Wasser verschwindet als Hindernis, wenn es gefroren. Uebergänge über Flüsse sind erleichtert, freilich auch durch plötzlichen Eisgang gefährdet. Sehr erschwert sind alle Erarbeiten. Schnee verlangsamte alle Truppenbewegungen, schwächt den Angriff ab, macht anziehende Truppen deutlich sichtbar, während Schneegestöber die Sicht bekränkt. Wivacks im Schnee sind gesundheitlich sehr schädlich. Noch unangünstiger ist Raumetter: In den Wivacks mehren sich die Krankheiten, die Bekleidung verwittert, die Marschleistungen ebenso groß wie im Hochsommer, wenn auch nicht gefährlich, da kein Stützschlag zu befürchten. Bedingung ist reichliche Verpflegung, die aber gerade jetzt schwieriger wird. Alle diese Verhältnisse verschärfen sich im Gebirge. Die Tage sind kurz, im Dezember nur 10 Stunden hell. Entscheidungen kaum herbeizuführen. Im Winter hat die Verteidigung die größte Kraft, weil der frühe Eintritt der Dunkelheit den Angriff lähmt.

Der russische Winter beginnt Ende November und endet Ende März, er dauert 105 Tage. Jährer Wechsel von großem Frost und Raumetter, von Schnee und Regen. Ingefrorene Flüsse tauen — namentlich im Dezember — häufig wieder auf.

Frühjahr. Ähnlich dem Herbst. Ungünstiger sind nur die häufigen Kälteeinbrüche, Nebel und scharfe Winde, Entzündung der Atmungsorgane. Verpflegung schwierig.

Balck zieht aus dieser Ueberflucht das Ergebnis, daß für die Offensive am günstigsten der Früh Sommer ist. Auch Herbst und Frühjahr begünstigen die strategische Offensive, machen aber durch die Schussfreiheit des Geländes den taktischen Angriff schwierig. Der Winter ist die Jahreszeit der Defensive.

In den 16 Jahren, die seit dieser Darstellung verstrichen, haben die Schlachten ihr Gesicht so sehr verändert, daß auch die Einflüsse der Witterung verschiedenartig anders gewertet werden. v. Blume hält z. B. (1912) in seiner „Strategie“ insofern auch den Winter vorteilhaft für den Angriff, als die frühe Dunkelheit den Gebrauch der Feuerwaffen verhindert, aber den Gebrauch des Bajonnetts, dieser furchtbarsten Waffe des Angriffsverfahrens begünstigt. Im Allgemeinen freilich ist auch er der Meinung, daß die langen Sommertage der Kriegspartei günstig sind, die nach schnellen und großen Entscheidungen strebt.

Jetzt — im Kriege 1914 — geht einer der bedeutendsten Seerführer in der Wertung des Winters noch weit über den Strategen von 1912 hinaus. Im 18. Jahrhundert gilt der Winter als unmöglich für jede Kriegsführung. Am Ende des 19. Jahrhunderts wird der Winter als die „Saison“ der Defensive angesehen. Amdert-halb Jahrzehnte darauf erklärt Generaloberst v. Hindenburg umgekehrt gerade den Winter als die Zeit für entscheidende Erfolge des Angriffs, weil der gefrorene Boden das defensive Eingraben verhindert. So rasch und gründlich verändern sich, mit den Änderungen der Kriegstechnik, die Einflüsse der Witterung, um wiegen die Anschauungen über diese Einflüsse.

Das Bombardement von Kopenhagen.

In diesen Tagen wird man mit besonderem Interesse lesen, wie der alte Johann Peter Sebel in seinem Schatzkästlein des Rheinischen Gausfreunds in vollstimmiger Weise geschildert hat, wie 1807 nach dem Tilsiter Frieden, der dem preußisch-französisch-russischen Krieg von 1806/7 ein Ende machte, die Engländer Dänemark überfielen und Kopenhagen bombardierten. Sebel erzählt:

Der schlimmste Unfall war nach dem Frieden zu Tilsit über das Königreich Dänemark verhängt. Wenn man über Frankfurt durch Deutschland fortgeht bis ans Ende, so kommt man endlich an eine Halbinsel im Meer, neben welcher rechts zwei große Inseln und mehrere kleine lie-

gen, dies zusammen ist Dänemark; und wer aus dem großen Meere mit Schiffen nach Schweden, Rußland oder Preußen will, der muß an der königlichen Haupt- und Residenzstadt Kopenhagen und an den dänischen Festungswerken vorbei durch eine Meerenge. Dieses Königreich hatte während der ganzen stürmischen Zeit von 1792 durch seine Lage und die Weisheit seiner Regierung Frieden. Sie lebte niemand zuliebe und niemand zuleid, dachte nur darauf, den Wohlstand der Untertanen zu vermehren, wurde deswegen von allen Mächten respektiert und in Ehren gehalten, und als der letzte Krieg ein Ende hatte, dachte man, jetzt sei die größte Gefahr vorbei. Als aber der Engländer sah, daß Rußland und Preußen von ihm abgegangen sei und mit dem Feind Frieden gemacht habe, und daß die Franzosen in allen Häfen und festen Plätzen an der Ostsee Meister sind und die Sache schlimm gehen kann, wenn sie auch noch sollten nach Dänemark kommen, sagte er kein Wort, sondern ließ eine Flotte auslaufen und niemand wußte, wohin. Als aber die Flotte im Sund und an der dänischen Küste und vor der königlichen Haupt- und Residenzstadt Kopenhagen stand und alles sicher und ruhig war, so machten die Engländer Bericht nach Kopenhagen hinein: „Wir sind so gute Freunde zusammen sind, so hebt uns gutwillig bis zum Frieden eure Flotte, damit sie nicht in des Feindes Hände kommt, und die Festung. Denn es wäre uns entsetzlich leid, wenn wir euch mühten die Stadt über dem Kopf zusammenschicken.“ Als wenn ein Bürgersmann oder Bauer mit einem andern einen Prozeß hat und kommt in der Nacht mit seinen Knechten einem Nachbarn vor das Bett und sagt: „Nachbar, weil ich mit meinem Gebattermann einen Prozeß habe, so müßt ihr mir bis Ausgang der Sache eure Kasse in meine Verwahrung geben, daß mein Gegenpart nicht kann darauf nach Freiburg oder nach Rastatt zu den Advokaten reiten, sonst zünd' ich euch das Haus an, und müßt mir erlauben, daß ich an der Straße mit meinen Knechten in euer Kornfeld stehe, auf daß, wenn der Gebattermann auf seinem eigenen Hof zum Hofgericht reiten will, so verrenn' ich ihm den Weg.“ Der Nachbar sagt: „Laßt mit mein Haus unangezündet! Was gehn mich eure Sündel an?“ Und so jagten die Dänemarker auch. Als aber der Engländer fragte: „Wollt ihr gutwillig oder nicht?“ und die Dänemarker jagten: „Nein, wir wollen nicht gutwillig!“ so stieg er mit seinen Landungstruppen ans Ufer, rückte immer näher gegen die Hauptstadt, richtete Batterien auf, führte Kanonen drein und sagte am 2. September nach dem Frieden von Tilsit, jetzt sei die letzte Frist. Allein alle Einwohner von Kopenhagen und die ganze dänische Nation sagten: „Das Betragen des übermütigen Feindes sei unerhört, und es wäre eine Schande, die der Welt nicht abwischen könnte, sich durch Drohungen schrecken zu lassen und in seine ungerechten Forderungen einzuwilligen. Nein!“ Da fing das fürchterliche Geräch an, das über diese arme Stadt im Schicksal beschlossen war. Denn von abends um sieben Uhr an hörte das Schießen auf Kopenhagen mit 72 Mörsern und schweren Kanonen die ganze Nacht hindurch zwölf Stunden lang nimmer auf; und ein Teufelskind, namens Congreve, war dabei, der hatte ein neues Verlörmittel erfunden, nämlich die sogenannten Brandraketen. Das war ungefähr eine Art von Mörsern, die mit brennbaren Materien angefüllt und vorne mit einem kurzen, spitzen Pfeil versehen waren. Im Schuß entzündete sich die Materie, und wenn nun der Pfeil an etwas hinfuhr, wo er Sabung hatte, so blieb er stecken, manchmal, wo niemand zukommen konnte, und die Feuermaterie zündete an, was brennen konnte. Auch diese Brandraketen flogen die ganze Nacht in das arme Kopenhagen hinein. Kopenhagen hatte damals noch 4000 Häuser, 85 965 Einwohner, 22 Kirchen, 4 königliche Schlösser, 22 Krankenhäuser, 30 Armenhäuser, einen reichen Handel und viele Fabriken. Da kann man denken, wie mancher schöne Dachstuhl in dieser angstvollen Nacht zertrümmert wurde, wie mancher bange Mutterherz sich nicht zu helfen wußte, wie manche Wunde blutete, und wie die Stimme des Gebets und der Verzweiflung, das Sturmgeläute und der Kanonendonner durcheinanderging. Am 3. September, als der Tag kam, hörte das Schießen auf; und der Engländer fragte, ob sie noch nicht wollten gewonnen geben. Der Kommandant von Kopenhagen sagte: „Nein.“ Da fing das Schießen nachmittags um vier Uhr von neuem an und dauerte bis den 4. September mittags fort, ohne Unterlaß und ohne Barmherzigkeit. Und als der Kommandant noch nicht wollte Ja sagen, fing abends das Feuer wieder an und dauerte die ganze Nacht bis den 5. des Mittags. Da lagen mehr als 300 Häuser in der Asche; ganze Kirchtürme waren eingestürzt, und noch überall wütete die Flamme. Mehr als 800 Bürger waren schon getötet und mehrere schwer verwundet. Ganz Kopenhagen sah hier eine Brandstätte oder einem Steinhaufen da einem Lazarett und dort einem Schlachtfeld gleich. Als endlich der Kommandant von Kopenhagen nirgends mehr Rettung noch Hilfe und überall nur Untergang und Verderben sah, hat er am 7. September kapituliert, und der Kronprinz hats nicht einmal gelobt. Das erste war, die Engländer nahmen die ganze Seeflotte von Kopenhagen in Besitz und führten sie weg: 18 Linienfahrzeuge, 15 Fregatten und mehrere kleinere bis auf eine Fregatte, welche der König von England ehemals dem König von Dänemark zum Geschenk gemacht hatte, als sie noch Freunde waren. Diese ließen sie zurück. Der König von Dänemark schickte sie ihnen aber auch nach und will nichts Gefänktes mehr zum Andenken haben. Im Land selbst und auf den Schiffen hausten die Engländer als böse Feinde denn der Soldat weiß nicht, was er tut, sondern denkt: wenn sie es nicht verdient hätten, führte man keinen Krieg mit ihnen. Zum Glück dauerte ihr Aufenthalt nicht lange; denn sie schifften sich am 19. Oktober wieder ein und fuhren am 21. mit der dänischen Flotte und dem Raub davon; und der Conarone ist unterwegs ertrunken und hat Frau und

Kinder nimmer gesehen. Jetzt halten die Damen gemeinlich mit den Franzosen, und Kaiser Napoleon wollte nicht eher mit den Engländern Frieden machen, als bis sie die Schiffe wieder zurückgegeben und Kopenhagen bezahlt haben. Dies ist das Schicksal von Dänemark, und die Freunde der Engländer sagen, es sei nicht so schlimm gemeint gewesen. Andre aber sagen, es hätte nicht können schlimmer sein, und die Dänen meinten auch.

Die wichtigsten Entfernungen zur See.

Die bedeutenden Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen des Meeres lassen, wie der Korrespondenz „See und Politik“ geschrieben wird, die Frage angebracht erscheinen, wie groß die Entfernungen zwischen den wichtigsten Meeresstützpunkten sind. Eine der wichtigsten Stationen ist Dover. Von dieser englischen Seefestung aus beträgt die Entfernung nach Hamburg 393 Seemeilen (eine Seemeile oder ein Knoten = 1852 Meter), nach Emden 285 Seemeilen, nach Curhaven 338 Seemeilen, nach Bremerhaven 329 und nach Wilhelmshaven 331 Seemeilen, also fast ebensoviel wie nach Bremerhaven. Die Entfernung Dover—Kiel hat eine Länge von 411 Seemeilen, wenn man den abgekürzten Weg in Betracht zieht. Wenn die englischen Unterboote nach der Ostsee unter Verletzung neutralen Gebietes fahren wollten, wie die englischen Zeitungen mehrfach berichteten, dann hätten sie von Dover aus nicht weniger als ungefähr 600 Seemeilen zurückzulegen, wenn nur die nächstgelegenen Punkte in Betracht kommen. Andere wichtige Entfernungen zur See, die heute interessieren, da auch sie für den Krieg eine große Rolle spielen, sind die Entfernungen von Marseille aus, da hier die afrikanischen Truppen Frankreichs landen. Von Marseille nach Algier beträgt die Entfernung 402 Seemeilen, nach Tanger beträgt sie 727 Seemeilen und nach Oran beträgt die ganze Entfernung 535 Seemeilen. Der Weg von Marseille nach Oran geht zwischen den Balearen und Spanien. Die Entfernung Marseille—Tunis beträgt 471 Seemeilen und nach Sues, dem Durchgangspunkt der indischen Truppen 1597 Seemeilen. Von Port Said aus, wo der Sueskanal mit dem Mitteländischen Meere zusammenfließt, beträgt die Entfernung nach Marseille 1510 Seemeilen. Endlich seien noch einige Mitteilungen über die Entfernungen gemacht, die in dem Krieg der Türken mit den Russen und den Engländern zur See eine Rolle spielen. Von Konstantinopel nach Oessa am Schwarzen Meer hat die gesamte Fahrtstrecke eine Länge von 344 Seemeilen. Sewastopol ist von der Hauptstadt des türkischen Reiches nur 298 Seemeilen entfernt. Die Strecke Konstantinopel—Jaffa beträgt 842 Seemeilen, nach Port-Said ist der Seeweg 792 Seemeilen lang und nach Sues 879 Seemeilen. Von der Insel Cypern die jetzt von England annektiert worden ist, hat der Seeweg nach Konstantinopel eine Länge von 727 Seemeilen. Die russische Hafenstadt Batum, auf die jetzt die türkischen Truppen losmarschieren, ist von Konstantinopel 585 Seemeilen entfernt. Das sind die wichtigsten Strecken, die auf den verschiedenen Seefriegsschauplätzen in Betracht kommen. Die Zahlen ermöglichen eine genaue Vorstellung von den Entfernungen, die im allgemeinen unbekannt sind. Besonders ein Vergleich zwischen den einzelnen Strecken ist für die Kenntnis der Vorgänge zur See sehr lehrreich.

Aus feldpostbriefen.

„Gründliche Arbeit“ bei Hindenburg.

Gegenstochau, 4. November.
Weiß der Teufel, wo die Post bleibt! Seit unser Ersatzbataillon von Reichenau fort ist, hat noch keiner von uns eine Zeile bekommen. Wir haben südlich von Barchau eine Eisenbahnlinie besetzt und in Betrieb genommen und viel Arbeit mit den Transporten gehabt. Truppen und Fouragierkolonnen gingen unaufhörlich hin, verwundete und vor allem Gefangene zurück. Wir haben ganz gut zu essen gehabt und alle Nacht ein Dach über dem Kopfe. Unter Hauptquartier war Radom. Von dort sind wir nach Ostrowie zurück. Unsere Kompanie haben wir auf dem Rückzug von Radom in Wzin wieder getroffen. Wir sind dann allein — 2 Mann — nach Waschlalowa. Gestern Abend sind wir nun auch von dort wieder fort und kamen nach Kaminopol. Schon um 12 Uhr nachts wurden wir dort wieder alarmiert und jetzt stehen wir im Bahnhof in Gegenstochau. Wohin der Weg weiterführen wird, ist uns nicht bekannt.
Die Sache ist manchmal nicht recht geheuer, denn wir Eisenbahner sind die letzten, die den Rückzug antreten. Als wir zum Beispiel Ostrowie verließen, war der letzte Zug schon fort und wir mußten wohl oder übel hüpfeln. Das Gepäck wurde auf eine kleine Bahnweisertrasse geladen und schon ging es fort. Fünf Minuten nachdem wir den Ort verlassen haben, fliegt der Bahnhof in die Luft. Die Bahnhofsarbeiter Radom—Kielce, Ostrowie—Wzin und Kielce—Gegenstochau sind von uns so gründlich demoliert und zerprengt worden, daß die Russen ungefähr ein Jahr brauchen würden, um sie wieder aufzubauen. Alle Gebäude und alles Material ist vernichtet, alle Eisenbahnwagen verbrannt. So will es die Kriegsgeschichte sein.

Mit den Bewohnern ist es überall dasselbe. Überall polnische Wirtschaft und Dreck. Süßig gelegene Ortschaften, aber ganz verwahrloßt. Für unser Besatzungsgeld können wir uns kaum etwas zu essen kaufen, denn bei so einem polnischen Speckjude ist nichts zu haben oder es vergeht einem der Appetit. Wir verhungern trotzdem nicht, sondern sehen zu, daß die Küche im Dorfe bleibt. Auf Requisition nach Lagerstroh kamen wir neulich schon im Dunkeln in ein großes Gehöft. Der Zuspätker war ein Pole, die Frau war eine Deutsche. Wir wurden sehr gastfreundlich aufgenommen, bekamen zu essen, zu trinken und auch zu rauchen. Schließlich fühlten wir uns ganz heimlich. Wer so gut hat man es natürlich nicht alle Tage.
Die Russen sind jetzt gerade: „Nach der Heimat möchte ich wieder.“ Das möchten wir alle ohne Ausnahme. Hoffentlich bringt der Hauptschlag, den wir vorhaben, die Entscheidung.

Vor und zurück.

(Von einem Karlsruher Junker.)

St. 18. 10.
Lieber E. und A.! Besten Dank für Euren Brief mit dem Datum vom 12. 10. Wir sind jetzt schon seit 12. September hier, haben uns ganz gut eingelebt und bequem eingerichtet. Wir haben hier sonst wenig. Wenn wir nicht immer die neuesten Nachrichten erfahren, wäre es überhaupt sehr langweilig. Wir haben hier mal Tag und Nacht die Beschießung von das von unserer Armee belagert wird. Wo und zu kommen werden, und Gefangenentransporte hier durch. Sonst das ist jetzt das bekannteste Kriegsspiel: Proviantkolonnen, Munitionskolonnen, Sanitätskolonnen usw. Nichts als Soldaten und Soldaten.

Als wir zum erstenmal bis 4. September hier in St. waren, war kein Mensch im ganzen Ort. In der Mitte der Stadt brannten einige Häuser nieder, aber kein Mensch war da zum Wachen. Der einzige Bewohner, der noch hier war, war ein eiserer Leber, der noch später, als er die zerstörten Maasbrücken zerstört und einige Schichten erklären mußte, von heimtückischen Feindkugeln erschossen wurde. Die Maasbrücken hier, wie überhaupt überall, sind vollständig von den Franzosen gesprengt worden. Die Deutschen Pioniere haben hier jedoch Großartiges geleistet und die verhältnismäßig breite Maas in kürzester Zeit unter mancherlei furchtbarem Feuer überbrückt. Am schwersten war der Übergang bei D. Wir konnten bei unserm Vormarsch nach B. (Argonnen) die Stellungen beider Parteien ganz genau beobachten. Die Stadt D. war ein Trümmerhaufen. Kein einziges Haus stand mehr. An der Nordbrücke über die Maas war ein Loch an dem andern. Die Franzosen haben Tag und Nacht auf die Pioniere, welche die Brücke bauten, geschossen, ohne viel Schaden anzurichten. Die Löcher sind jetzt 1,00—1,50 Meter tief und 2—2,5 Meter im Durchmesser. An der Straße rechts und links bis zur Anhöhe, wo die französischen Batterien standen, war ein Loch neben dem andern. Die Beschießung war hier furchtbar. Die Erstschüsse dieses einen Übergangs nahm auch zehn Tage in Anspruch. Vom 4. bis 12. September waren wir in B. Wir hatten hier unsere Station auf dem Kirchplatz aufgebaut. Derselbe lag an der Hauptverkehrsstraße nach B. und nach C. (Argonnen). Wir hatten daher Gelegenheit, den ganzen Vormarsch unserer Truppen zu beobachten. Gerade als wir hier waren, sind die Franzosen umweit von hier in entscheidender Schlacht geschlagen worden und haben sich fluchtartig zurückgezogen. Unsere Truppen rückten aber auch mit unheimlicher Schnelligkeit den Fliehenden nach. Da ging es dann an der Straße den ganzen Tag und die ganze Nacht alles im Galopp an uns vorbei: Kavallerie, Artillerie, Pioniere, Train, Kraft- und Lastwagen in Unmengen; selbstredend auch Infanterie. Es marschierte einmal an dem Tag, als sich die Franzosen zurückzogen, ein ganzes Armeekorps, also circa 40 000 Mann, hier durch. Wir sahen dabei die 42 Zentimeter-Brummen. Stündlich kamen hier Hunderte von Verwundeten an, teils zu Fuß und teils auf zurückfahrenden Proviantautos. Ebenso kamen den ganzen Tag Unmengen französischer Gefangener hier an, um hier untersucht und weitertransportiert zu werden. Oft wurden auch Franzosen und Spione eingeliefert und im Schuldgefängnis erschossen.

Am 12. September mußten wir aus strategischen Gründen B. räumen. Das Armeekorpskommando siedelte wieder nach St. zurück. In St. bezogen wir wieder unsern alten Stationsplatz. Wir haben uns hier sehr gut eingerichtet. Anfangs schliefen wir in einer Scheune, da wir glaubten, es ginge bald wieder fort. Wir schließlich jedoch bekannt wurde, daß wir eventuell noch längere Zeit hier verbleiben, richteten wir uns in einem nahegelegenen Gärtnerhaus ein. Das Stationszelt bauten wir mit Brettern zu einem größeren Zimmer aus. Die Küche wurde unter dem Glasdach eines Gewächshauses untergebracht. Daneben bauten wir einen Speiseraum für Unteroffiziere und Mannschaften. Alles tadellos und solid. Alles heizbar, da wir viel Nachdienst haben. Die Einwohner sind im Laufe der Zeit mit Ausnahme der im Felde stehenden männlichen wieder fast alle zurückgekehrt. Die Weiber machen jedoch einen sehr unzufriedenen und unangenehmen Eindruck, mit nur ganz wenigen Ausnahmen.

Von der Stadt Karlsruhe haben wir auch noch hier Liebesgaben erhalten: Wollfaden, Hemden, Schokolade, Zigarren. Ueberhaupt Liebesgaben bekommen wir hier sehr viel. Von Koblenz, Freiburg usw. In unserer Station sind nämlich auch vier Punkte von der Funkerkompanie Koblenz. Die Ortsbeobachtung von St. besteht aus dem Landsturm-Bataillon aus E. bei Hm. Lauter alte „Schwoba“. Es sind auch dabei Landsturmleute von meiner Ib. Frau. Unsere Station wurde schon mehrmals fotografiert, u. a. auch für die Wache. Vielleicht siehst du es einmal. war inzwischen durch unsern Rückzug wieder in französische Hände gefallen, wurde jedoch von uns noch schwerem hartem Kampfe wieder zurück erobert. Es soll jetzt fast dem Erdboden gleich sein. Ich will jetzt schlafen und hoffe, daß Euch das „Benige“ auch freut, und sende Euch die besten Grüße. Euer A.

Er kann nix dafür.

Aus dem Interesah wird der „Straßburger Post“ folgende niedliche Geschichte erzählt: Spazierte da kürzlich ein Feldgamer durch die Anlagen am Hagener Bahnhofsplatz, den Arm in der Binde, das Eisene Kreuz auf der Brust. Eigentlich geht er nicht spazieren, so etwas Herrenmäßiges ist trotz dem verwundeten Arm und dem Eisernen Kreuz nicht seine Sache. Er wartet nur auf jemanden und geht dertweil langsam auf und ab, gar nicht wie ein Ritter vom Eisernen Kreuz, nur wie ein braver Schorsch oder Schanz von Amdel oder Dingsheim. Ich könnte es ihm beinahe ins Gesicht sagen, wie er heißt oder woher er kommt, obgleich ich ihn noch nie gesehen habe; doch sieht er bei aller Unschuld gar nicht „leg“ aus. Ein strammer, braver Bäreube. Ich mache mich zu ihm und sehe, daß auch sein Kriegerkleid Not gestitten hat: ein Kugelloch im Hosenbein, ebensolche Löcher an der breit abstehenden Kragtasche zieren es. Das ist mein Mann. Was er getan, wofür er das Eisene Kreuz bekommen habe, möchte ich wissen. Geht? Ja, nix hat er gemacht, sagt der Schorsch. Mein enttäuschtes und verblüfftes Gesicht dauert ihn anscheinend, aber ehlich und ein wenig verlegen beteuert er: „Sicher, ich hab nix weiter, gar nix von Wunders gemacht.“ Ja, aber wie denn sein Feind und sein Arm die Wunden geholt? Er ja — daher muß es halt sein. Er wird ein bißchen rot, er bezweifelt anscheinend, das Ehrenzeichen verdient zu haben, und erzählt: „Wir hatten einen Sturmangriff versucht, mußten aber wieder in unsere Gräben zurück, in denen wir schon tagelang zugebracht hatten. Wie wir mit Mäusen und Rat und auch mit Verlusten wieder drin sind, auf einmal ruft es vor uns um Hilfe. Liegt da einer verwundet noch draußen und kann nicht weiter. Am haben halt die wütigen Franzosen grad wie besessen geschossen, wie nies immer am Abend machen, und es wollte grad nicht gern einer jetzt aus dem Graben raus. Da hab ich gedacht: ja warum denn den armen Mann draußen liegen lassen? Es müßt ihn ja unbedingt kosten, und bin raus. Ich hab das Stöhnen und Aufen gar nicht hören können.“ Jetzt er wie zur Entschuldigung, daß er seine Tat erzählt, hinzu: „Da war's ein Hauptmann von uns, und ich hab ihn ein paar hundert Meter weit zum Verbandplatz geschleppt. Die Franzosenkugeln waren zum Glück dumme Mäuse, sonst wären wir nicht dahin gekommen. Das Blut lief mir aber doch aus dem Armel, der Arm hatte keine Sach, und so haben sie mich auch dort behalten. Und jetzt hier in Hagener, Lazarett, übercinmal kommt so ein Briefchen, und das Kreuz drin.“ Und sein unschuldiges Gesicht beteuert: Ich kann nix dafür!

Quartier in einem russischen Gefängnis.

St. am 15./10. und 18./10. 1914.
Lieber Freund und Genosse!
Wie Du aus einer Karte von mir erfahren hast, waren wir in Feindesland. Der Umstand wollte es, daß die Landsturmbrigade durch ein Bataillon verstärkt werden mußte. Diese Aufgabe fiel uns zu. Unsere Fahrt ging über Kalisch bis nach Sieradz (Russisch-Polen) fort, wo wir nach zwölfstündiger Fahrt ankamen. Nach einem kurzen Marsch kamen wir in das Sieradzer Gefängnis. Da es regnete, wurden wir schnell korporalkaufmännisch verteilt. Ich bezog mit anderen Kameraden eine Wohnung, welche früher der Gefangenenauf-

seher mit seiner Familie innocehat hat. Andere wurden in der Kirche und in Arbeitsjalen einquartiert. Am frühen Morgen (es war noch nicht 6 Uhr) schlich ich mich, von Neugierde geplagt, über meine schlafenden Kameraden hinweg und machte einen Rundgang hinter den Gefängnismauern. Das fiel mir das eine Zellenhaus ganz besonders auf, wo ehemals Zuchthausmeister bis zu zehnjähriger Dauer gehaust haben sollen. Nach einer Erzählung eines Landsturmmannes, welcher auf Wache stand und den wir abhörten, haben die Gefangenenaufseher einen großen Teil dieser Zuchthäuser bis Kalisch mitgenommen und dort mit Wasser versehen. Als unsere deutschen Brüder Kalisch gestürmt hatten, sollen die Kirchenglocken als Signal benutzt worden sein, worauf diese Elemente auf unsere Landsturmänner geschossen haben. Dieser hinterlistige Lieberfall kostete fünf Tote und mehrere Verwundete, alles Frontkämpfer. Nun zu dem Zellenhaus. Die übrigen Zellen hat man zurückgelassen. Da konnte man sehen, mit was für einer Verzweiflung sich die Leute selbst befreit haben. Eisenernumperschwengel, die höchstwahrscheinlich durch die sogenannten Malfalonen hergestellt wurden, Kettenschlösser (Kagerstätt) haben als Drehmittel gedient. Wo die Zellen nicht nachgegeben hat, haben die Inhaftierten in der in der 52 Zentimeter starken Scheidewand eingemauerten Berliner Ofen ein Loch geschlagen und sind durchgekrochen, um gemeinschaftlich ein Attentat auf die nächste Zelle zu machen. Die in den 5 Zentimeter starken Türen eingelochten Schlösser sind mit dem Dolze ausgepöckelt und die eisernen Drehriegel, die dem Schloße noch viel Dalk bieten, sind krümmenbegeben. Wo das nicht nachgegeben hat, ist die Tür mit der 12 mal 15 Zentimeter starken Umrahmung herausgeschlagen. Einer hat es sogar fertiggebracht, aus dem Gitterfenster im ersten Stockwerk einen etwa 5 Zentimeter starken Eisenstab zu zerbrechen; ob er dadurch die Freiheit erlangt hat, weiß niemand. Es war interessant, dies zu sehen.

Vor Lille.

In einem Feldpostbriefe aus dem Westen heißt es:

Am 10. traf unser Armeekorps bei Lille ein und begann mit der Beschießung der Forts, die auch bald geräumt wurden. Der Feind, Engländer, Franzosen, Indier, Neges, alles war vertreten, wie wir später sahen, hatte er sich in die Stadt Lille zurückgezogen. Die Leute aus der Stadt waren geschäftet und waren zum größten Teil in das von uns besetzte Gelände gezogen, um da Schutz zu suchen. Am 12. Oktober waren die Straßen von da gefüllt mit Frauen und Kindern, um heimlich bis zum größten. Alles was etwas tragen konnte, hatte die paar Habseligkeiten unterm Arm oder auf Kinderwagen, Schubkarren, Säden oder sonstwo. Kleine Kinder hingen auf dem Buckel oder an dem Nodzipfel, um mit fortzukommen; es ging an zu regnen und die Armeen der Armen mußten Regen und Kälte über sich kommen lassen, manche waren schon schon 16 Kilometer gelaufen, als wir sie trafen, und noch weiter ging die Weise, um Obdach zu finden. Am 13. abends waren wir vor Lille; die Stadt brennt an drei Stellen, das Innere scheint nicht zu brennen. Wir führen in der 10. Stunde zurück nach Avelin, und noch immer kamen Truppen von Frauen und Kindern. Die Stadt ist vom ein gutes Quartier, gute Leute. Die Frau hat alles für uns gefoch. Wein, Bier und Kognak wurde aufgetragen; heute mittag den Tisch gedeckt wie im Hotel, was sehr selten vorkam. Der Mann ist Gegner des Kriegs; ein Sohn von 24 Jahren ist verwundet, er ist in Deutschland als Gefangener. Die Leute fragen, ob es die Verwundeten gut bei uns hätten. Die Leute wünschen hier alle, daß es bald alle wäre. Borige Woche lagen wir mal bei einem reichen Franzosen, der wollte uns nicht in seinem Haus lochen lassen. Da sagte er uns, wir sollten in die kleinen Häuser gehen und lochen, das wären unsere Kameraden; also in die Arbeiterhütten sollten wir gehen. Ten haben wir aber hochgenommen, bis die Madam abrückte und wir zogen in der Küche ein.

Kleine Nachrichten.

Sachsen — Hamburger — Pfälzer: Die deutschen Dialekte im Krieg. Großenhainer Sursaren waren auf Patrouille mit einer bedeutend stärkeren französischen Kavallerieabteilung ins Sandgemenge geraten. Einer der sich heftigst verteidigenden sächsischen Reiter erhielt dabei von dem feindlichen Pfälzer einen furchtbaren Hieb ins Genick. Aufschreiend rief der Dufar sein Pferd herum und mit den Worten: „Nu, daß doch uff, wo de hindurch!“ hieb er den Dörfler herunter.

In einem arg zerfetzten Orfer, das ganz oben in der Linde liegt, wird der Nachturn, wie täglich, bedenklich von feindlicher Artillerie beschoßen. Ein Mann geht ohne jede Deckung dicht dabei und sieht ruhig zu. Aus einem tiefen Keller nebenan ruft ihm einer zu: „Wemisch, jeh doch im Deckung!“ Antwort: „Ach wat, Mann, jowat kriegste in Jöhl fix duzend Kart' nicht tou jahn!“

Nach der Schlacht bei Mördingen war es. Auf der Verfolgung zogen wir die Franzosen zu Hunderten aus den aufgeschichteten Strohhäufen, wohin sie sich verflochten hatten. So fanden wir auch einen jungen Soldaten, der am rechten Oberarm einen leichten Streifschuß hatte und laut zu jammern anfang, als wir ihn erdackten. Das erbitterte meinen Kameraden, einen biederen Vorderpöfzger, und in aufstrebendem Jörn schrie er den zitternden Franzmann an: „Wärich de halt berchäm geblüme, wann de nix vertrage kamsch!“

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)
Die Ehrengüter unserer gefallenen Krieger, die im neuen Waldriedhof, Stuttgart, ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, erhalten sie Zeichen des Dankes und treuen Gedenkens einen würdigen Schmuck durch Grabkreuze, welche die Stadtverwaltung Stuttgart dort anbringen läßt. Die nach einem Entwurf des städtischen Hochbauamts in Eisenholz angefertigten schlichten, schönen Denkmäler erinnern an die Form des Eisernen Kreuzes, das den Namen des Toten tragende Mittelfeld ist untrüglich von einem Vorber- und Eisenkreuz in Rotenoi. Das Modell dieses Kreuzes nebst Detailszeichnung, ebenso das Grabkreuz für die auf dem Waldriedhof beiliegenden Kriegsgefangenen finden wir im neuesten Heft des „Eisend. Model- und Bauzeichner“ (Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart).

Kriegsberichte 1914 (40 Bg., Verlag Volk u. Padant, Berlin). Der dritte Kriegsmonat sah als wichtigste Ereignisse in seinem Beginn die Belagerung und den Fall Antwerpen, an seinem Ende das Loschlagen der Türkei gegen die gemeinschaftlichen Feinde. Das allmähliche Fortschreiten der Handlung auf dem Kriegsschauplatz läßt sich an Hand der zusammengefügten Kriegsberichte aufs beste verfolgen.
Wie gemohnt, ist auch das neueste Heft (23) der im 23. Jahrgang stehenden Zeitschrift „Große Welt“ des Verlags v. H. Schöner, G. u. K. v. Berlin B. 67, für den Jahrgang 1914, insbesondere für die Richtung der Dammmode. Es nach seinen reichhaltigen Inhalt ebenso allen Bedürfnissen und — stellen gemäß, wie kein Unterhaltungsblatt je gemocht ist. Unvermerkt auf „Große Welt“ mit höhererwertiger (man sollte genau auf den Titel) mit triebförmlich, wofür sechs Nummern geliefert werden, wozu sämtliche Buchhandlungen und Postämter eintragen. Preisnummern bei ersterer nach dem Verlag v. H. Schöner, G. u. K. Berlin B. 67.

Ne
36 mi
des ge
Jahre
Die
Rechen
Lage
verm
und h
get
vor
Aufbr
Tilg
Parab
was
enti
Un
S. 15
gena
beredn
1913
Der
Bild
das G
der Z
568 57
Renke
anlass
über di
stiger
solide
weiter
triji
durch
(Betrie
abgesch
bei
Jahr fi
n. ainf
bingen
Städt.
lichen
heute b
152)
beim G
bei der
und da
Straß
und ein
werk
und
Unter
weiter
nur zu
Karlsru
ausgebe
angeleg
mäßig
zusamm
den stät
werden.
Die
in dieser
Rolle ge
ein dau
und Bl
des
„Der L
Das
Funstmo
muße un
arie man
Gebiete
der Juge
ogarden
Beriff get
fällig auf
hebt die
Känge zu
lich an d
Boden in
Birkung
national
berhafte
Stensgr
ist: Krin
der in de
Stellung
tan das
ist in dem
zu Teil
fie auch
land. Au
maders
heit der
„Zaitrot
Verhältnis
mit ganz
die sich
in behof
schen. An
sehen. De
stredt ma
scharfen
und heter
im dritten
Nora-Prob
den verbi
Spielstun
fontenion
Befriedig